

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Mozart auf dem Lande [Fortsetzung]
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

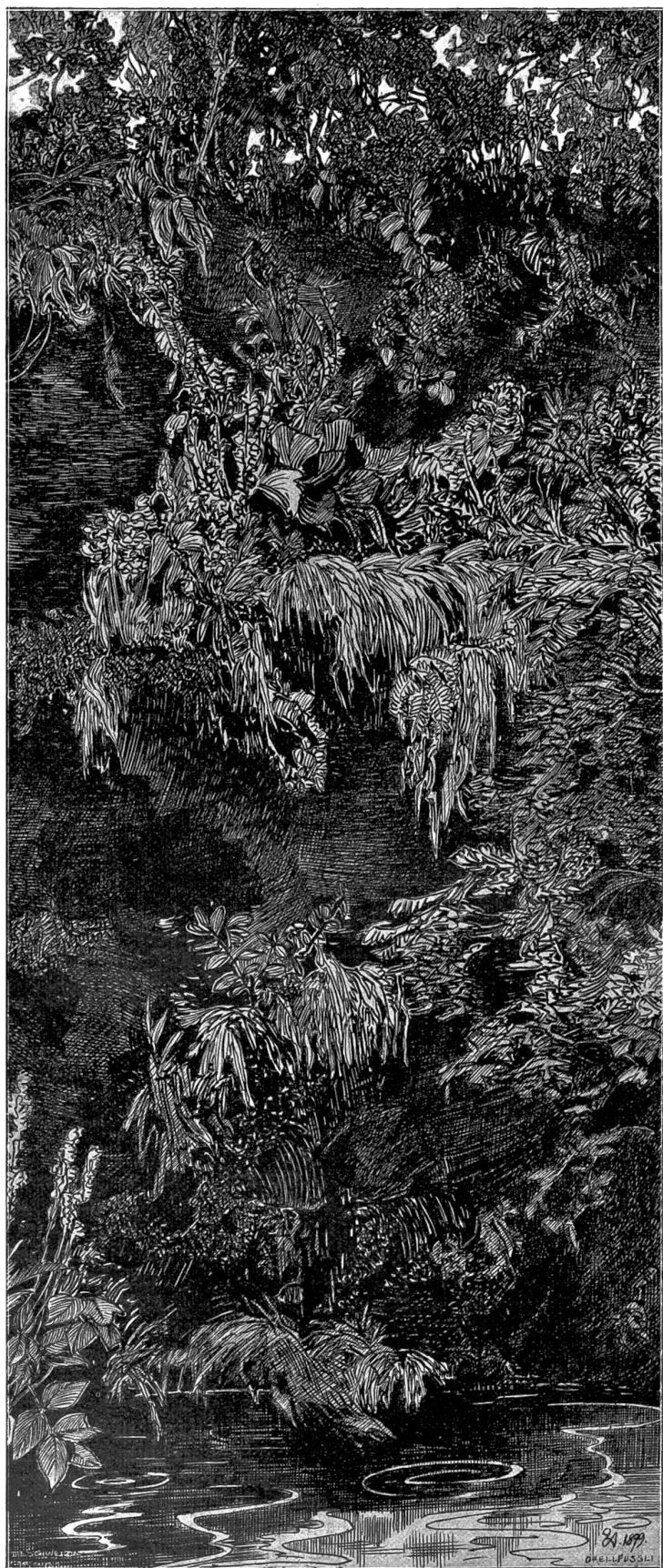
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Waldquelle. Nach Federzeichnung von Emil Anner, Brugg.

15. IX. 1907.

Mozart auf dem Lande.

Eine humoristische Dilettantennovelle
von Ignaz Kronenberg, Meierskappel.
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Unter den schweißtreibenden Mitteln der neuern Therapie wird leider das beste und am sichersten wirkende gar nicht aufgezählt, nämlich die Einübung eines Musikwerkes mit ungenügenden Kräften. Hatte Friedel schon mit Frieda einen schweren Stand gehabt, bis er sich ihrer Mithilfe versichert hatte, so war das doch nichts im Vergleich zu den Strapazen, die ihm die vielen Proben mit dem Gesangschor und namentlich diejenigen mit dem Orchester verursachten. Der Strählbach wollte sogar streiken; aber schließlich überwog doch die Liebe, zu seinem Kontrabaß seine Empfindlichkeit, und er machte mit, unter der Bedingung, daß er seinen eigenen Kontrabaß, ein altes, jämmerlich zugerichtetes Ungeheuer, dem aber sein Besitzer einen ganz fabelhaften Wert andichtete, gebrauchen dürfe, wogen Friedel nichts einzuwenden hatte.

Und während er sich nun im Schweiße seines Angesichtes abmühte und zwischen hinein, selbst nicht ganz beruhigt, die immer sich erneuernden Einwände und Bedenken seiner Frieda zu beschwichtigen hatte, da eilte der Herr Chorregent, froh, für einige Zeit die anstrengende Arbeit und die noch aufreibenden Verdrießlichkeiten und Quertriebereien, die seine Stellung unter den geschilderten Verhältnissen mit sich brachte, hinter sich zu lassen, durch weite Länder, erweiterte seinen Blick durch den Besuch der besten Konzerte und Musikaufführungen, und an Sonntagen suchte er es immer so einzurichten, daß er den Darbietungen eines berühmten Domchores lauschen konnte, wie zu Regensburg, Mainz, Köln. Am längsten aber weilte er in dem durch seinen herrlichen Gesang berühmten Kloster zu Beuron. In einem stillen, von trockigen Felsen eingeschlossenen Tale lag es da, umrauscht von den Wellen eines scheinbar unbedeutenden Flusses, der aber in seinem untern Laufe zum mächtigen Strome sich erweitert und so schon selbst ein Symbol ist der stillen, bescheidenen Wirklichkeit dieser in strenger Selbstzucht lebenden Gottesmänner.

Was er hier sah, das erfüllte ihn mit Bewunderung: es war eine Trilogie der höchsten Vollkommenheit, die in seiner eigenen Künstlerseele den Wunsch aufkeimen ließ, sein Leben auch unter diesen in Kunst und Wissenschaft ernst beflissenen Männern zu bringen zu dürfen. Kunst, Wissenschaft und Mönchsleben waren hier in so herrliche Harmonie zu einander gesetzt, durch-

drangen und ergänzten einander so wunderbar, daß es schien, ein Hauch der ewigen göttlichen Einheit und Schönheit selbst durchwehe diesen weltabgeschiedenen Erdewinkel. Von den Wänden der weiten langen Gänge schauten die Heiligen des Ordens mahnend auf die im tiefstem Schweigen vorüberwandelnden Mönchsgestalten. Es waren alles Bilder in jenem eigenartigen Stile, der die Fortschritte der Neuzeit mit der Kraft und Strenge der alten Aegypter und Assyrer zu verbinden sucht.

Zu diesen Bildern paßte auch ganz wunderbar der Gesang, der ihre Liturgie begleitete. Dreißig bis vierzig Mönche sangen da stets beim Hochamt und zwar immer nur einstimmig und immer nur Choral. Aber was für einen Choral? Nur wer es selbst gehört hat, kann sich einen Begriff davon machen, was der herbe, einer längst vergangenen Zeit entsproffene Choralgesang für eine Wirkung hervorbringen kann, wenn er so gesungen wird, wie ihn diese Mönche sangen. Es war, als sei es eine einzige Kehle, aus der diese in raschem Flusse dahingleitenden Tonfolgen entströmen, und der Jubelruf des Alleluja hüpfte am Schlusse oft daraus empor wie ein Springbrunnen, dessen perlende Wasserstrahlen in der Sonne glitzern. Dabei eine Schulung der Stimmen und eine Glätte des Vortrages und eine Reinheit des Tones, die in Erstaunen setzten! Der gute Chorregent von Kelingheim wurde nicht müde, immer und immer wieder den himmlischen Klängen zu lauschen und dieses höchste Kunstwerk des Geistes der Kirche zu preisen und zu bewundern.

Am liebsten unterhielt er sich in den wenigen freien Stunden, die den Mönchen neben ihrer Arbeit vergönnt sind, mit P. Raphael, einem feinen Kunstskenner, ausgezeichneten Musiker und geistvollen Manne, der an dem jungen, für alles Hohe und Erhabene schwärmen den Chorregenten großes Gefallen fand. Da dieser die Geige ganz meisterlich zu spielen verstand, so vereinigte diese beiden die erste Nachmittagsstunde meistens zum Spiele ernster Musikstücke, Violin und Piano. Auch da hatte der Herr Chorregent wiederum Gelegenheit, den hohen Geist zu bewundern, der hier alles durchdrang. Hatte er daheim nicht ungern die gefälligen, aber nicht allzutiefen Kompositionen von Beriot, Alard, Dancla und selbst hic und da einen Straußwalzer gespielt, so wurde ihm das hier gründlich verleidet. Hier wurde nichts geduldet, was an die leichtgeschürzte Terpsichore auch nur von ferne erinnerte. Dafür spielten sie zusammen Sonaten, Ciacconen und Capriceen von Bach, Händel, Bivaldi, Tartini, Locatelli und andern berühmten Meistern des achtzehnten Jahrhunderts, und je mehr der Musikdirektor von Kelingheim den Geist und das Wesen dieser Musik erfaßte, um so fader und oberflächlicher kam ihm gar manches vor, was er bisher mit Vorliebe gespielt hatte.

Dann machten sie zusammen hic und da einen Spaziergang, entweder nach der herrlichen Mauruskapelle, einem Meisterwerke des Klosterarchitekten und seiner Maler, wo zwischen lieblichen Engelgestalten, die überall von den Wänden herniederschauen, der Lotos blüht und alles altägyptische Feinheit und Zierlichkeit atmet, oder dann ins idyllische Mariental, wo zwischen den Blättern und Zweigen der jungen Buchen die kräftige Sommersonne nur mühsam eine Deffnung findet,

wo sie durchzuschlüpfen vermag, um auf dem dünnen roten Laub und an den da und dort zerstreuten Felsblöcken flimmernde Lichter zu malen. Und ganz hinten zwischen engen Felsen geborgen träumt in tiefster Wald einsamkeit ein Heiligtum der lieben Mutter des Herrn, zu dem der frommen Klosterbewohner liebster Gang ist und wohin sie dann und wann auch alle zusammen in Prozession sich begeben, um der Königin des Himmels jene Lieder zu singen, die ein von ihrer Liebe begeisterter Dichtermönch in stillen Stunden ersonnen und gleich in Musik gesetzt hat.

Auf solchen Spaziergängen war es auch, wo der Chorregent von Kelingheim dem P. Raphael sein Herz ausschüttete und ihm von seinen Schwierigkeiten und Mühen, seinen Kämpfen, Siegen und Niederlagen erzählte. Und gar oft umspielte ein feines Lächeln den asketischen Mund des Benediktiners, und dann gab's gewiß irgend eine Frage oder eine kurze Andeutung, aus welcher der feurige Cäcilianer entnehmen konnte, daß der Mönch, streng gegen sich selbst, um so milder sei gegen andere und offenbar nicht mit allem einverstanden sei, was seit seinem Einzug in Kelingheim in musikalischer Beziehung alles unternommen worden war. Und als er ihm einmal erzählte, wie er Knall und Fall Haydn, Mozart, Cherubini auf die Gasse gestellt habe samt dem Schwarm ihrer mindern Nachtreter und Nachäffer, da schaute ihn der Pater wieder lächelnd an und sagte:

„O, was sind Sie für ein Hitzkopf! Man kann doch von den guten Leuten, die bisher mit Eifer und Liebe diese Musik gepflegt und darin erzogen und gebildet worden sind, nicht verlangen, daß ihnen von heute auf morgen der Sinn und der Verstand für etwas aufgehen soll, was gerade das Gegenteil von dem bedeutet, was Sie bis dahin angebetet haben? Uebrigens braucht man da auch nicht päpstlicher zu sein als der Papst! Wissen Sie denn nicht, was der Kardinal Bartolini, der als Präfekt der heiligen Ritenkongregation ein strenger Wächter war über die Liturgie, wissen Sie nicht, was er von diesen Komponisten, die Sie soeben genannt haben, gesagt hat? Er hat in einem Briefe an die Leiter der gegenwärtigen cäcilianischen Bewegung wörtlich gesagt: Gut und ernst ist die Musik von Mozart, sind die Messen von Haydn und Cherubini, die der Heiligkeit des Gotteshauses nicht zuwider sind!“

„Was sagen Sie da?“ rief ganz entsezt der Herr Chorregent. „Das soll Kardinal Bartolini gesagt haben? O, ich armer Tropf! Wenn nur die Kelingheimer nichts davon vernehmen, sonst würden sie mich steinigen, sobald ich heimkomme. Aber jetzt, nachdem ich einmal den Mozart von der Orgelbühne herunter habe, werde ich ihn nicht mehr hinauslassen, nicht um alles in der Welt!“

„Ich wäre der letzte, der das von Ihnen verlangen würde,“ bemerkte der Pater. „Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß bei dem Stürmen und — verzeihen Sie den Ausdruck — Wüten des ersten cäcilianischen Anlaufes eben doch manche Voreiligkeit mitunterlaufen ist. Sie können doch von mir und überhaupt von unserm Kloster nicht irgendwelche Voreingenommenheit gegen diese Bewegung voraussehen, da Sie ja selbst gesehen haben, wie ernst wir es mit dem Gottesdienst und allem, was dazu

gehört, nehmen. Aber gerade, weil wir wissen, wieviel es braucht, den katholischen Gottesdienst auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen, gerade deshalb hätten wir es begrüßt, wenn bei Durchführung dieser Reformen im allgemeinen mehr Mäß und Milde zur Anwendung gekommen wären. Besonders hätte man auf die Lokaltraditionen und alten Gebräuche mehr Rücksicht nehmen sollen, als es in diesem Sturme geschehen ist. Hat es doch sogar solche gegeben, welche die Mitwirkung von Frauenstimmen beim Kirchengesang als liturgiewidrig und als verdammlichen Missbrauch abschaffen wollten!"

"Ja, davon hab' ich auch gehört," sagte der Chorregent; "aber bei uns wäre es geradezu eine Unmöglichkeit, einen feierlichen Gottesdienst zu veranstalten, ohne Mithilfe von Frauenstimmen . . ." Er dachte an seine Schwester.

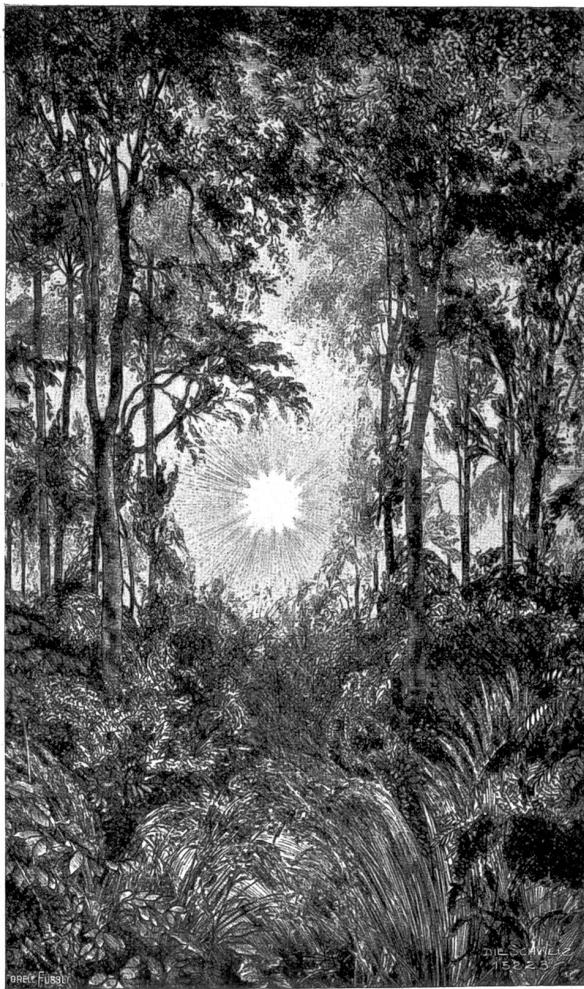
"Nun, so haben Sie jetzt wieder ein Beispiel mehr von der Verkehrtheit der Welt! Denn ich kann Ihnen sagen, daß der nämliche Kardinal Bartolini sich auch in dieser Frage geäußert hat und seine Entscheidung ist die: Wenn irgendwelche Vorteile für die Würde und Schönheit des kirchlichen Gesanges oder andere vernünftige Gründe die Mitwirkung von Frauenstimmen nötig oder wünschenswert machen, so steht nichts im Wege, solange der Bischof es nicht direkt verbietet . . . Sehen Sie, das ist doch etwas, was gegen die kirchlichen Vorschriften ist, und hier lenkt man ein, während unsere fanatischen Cäcilianer Haarspaltereien treiben mit viel minder wichtigen Vorschriften und nach alten Dekreten der Ritenkongregation Jagd machen, um irgend eine übertriebene Forderung nach ihrer Art begründen zu können, als ob es überhaupt irgendwo auf der Welt ein Gesetz gäbe, das für alle Verhältnisse und unter allen Umständen gut wäre."

"Ich hätte nie erwartet, an diesem Ort der asketischen Strenge eine so weitgehende Milde in der Anwendung der kirchlichen Gesetze auf andere anzutreffen," ließ sich jetzt der Chorregent wieder vernehmen. "Aber je mehr ich mir die Sache überlege, um so mehr muß ich Ihnen recht geben. Es ist nicht immer mit der nötigen Diskretion und nicht immer mit Takt vorgegangen worden bei der Abbestellung von alten Gebräuchen, die man jetzt Missbräuche nannte, während Geistlichkeit und Volk Jahrhunderte lang sie als durchaus dem Geiste des katholischen Glaubens gemäß betrachtete. Es ist darum in letzter Zeit — man würde es gerne leugnen, wenn man es könnte — vielfach Misstrauen entstanden gegenüber der Kirche, wo früher der lebendigste Glaube vorhanden war. Unter dem ungebildeten Volke gibt es manche, die meinen, sie seien jetzt nicht mehr recht katholisch, weil der Segen anders und nicht mehr so oft erteilt wird wie früher. Da ist vor einiger Zeit bei uns eine drollige Geschichte passiert, die besser als jede Abhandlung die Sache illustriert. In einem größern Dorfe war der Bischof ganz unvermutet abgestiegen, und am Abend des nämlichen Tages brachte eine gute Frau, die keine Ahnung von der Anwesenheit des Oberhirten hatte, einen Kapaun an die Türe des Pfarrhauses als 'kleines Grüßchen für den hochwürdigen Herrn Pfarrer'. Die Köchin nahm hocherfreut das willkommene Festessen in Empfang und sagte: 'Das trifft sich jetzt

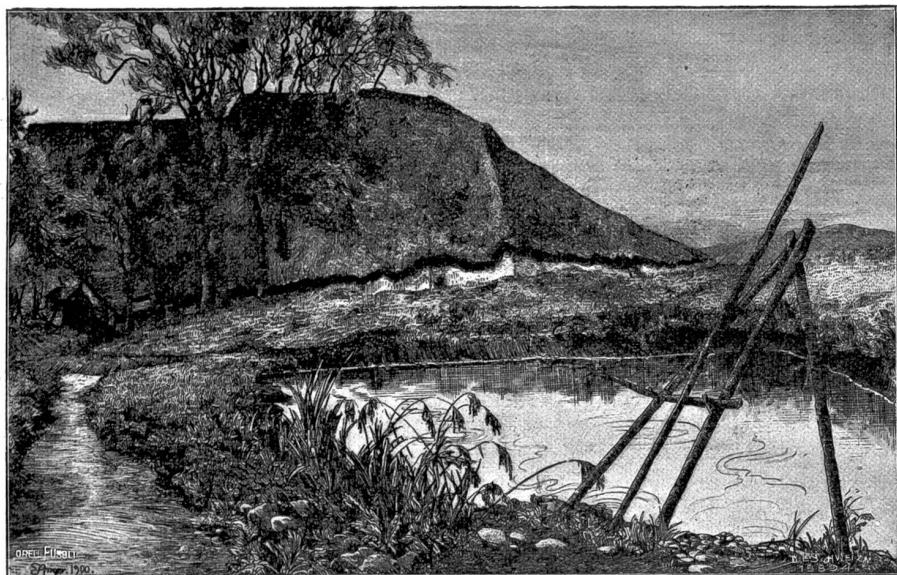
ausgezeichnet! Soeben ist der hochwürdigste Bischof gekommen, daß wird ihn freuen!' Aber sowie die Frau das hörte, riß sie den Korb mit dem Geschenk wieder an sich und rief zornig: 'Nein, dieser Segendieb muß meinen Kapaun nicht essen!' Und weg war sie. Ist das nicht ein treffliches Stimmungsbild?"

"Na, fein war's gerade nicht," meinte P. Raphael lachend; "aber wenn die Frau nachher, durch diese süße Rache befriedigt, sich in die Neugestaltung der Dinge gefunden hat, so war damit mehr gewonnen, als wenn der Bischof den Kapaun gegessen hätte. Doch die Zeit ruft uns heim. Ach, wie man sich gleich verplaudert!"

Auf dem Heimweg blieb der Pater einmal plötzlich stehen, schaute den Chorregenten ernsthaft an und fragte ihn: "Haben Sie noch nie Gewissensqual empfunden darüber, daß Sie über den vielen Neuerlichkeiten bei unsren heiligsten Handlungen deren heilren Sinn und Geist vergaßen? O ja, wir wollen da alle *mea culpa* sagen! Aber wenn das bei uns vorkommt, die wir durch die tägliche Askese die Burg unserer Seele gegen den Feind befestigen, wie muß es dann erst herauskommen bei Laien, wenn man durch übertriebene Anforderungen an Organisten und Sänger ihnen jede Möglichkeit einer geistigen Sammlung beim heiligen Opfer



Abendsonne im Wald. Nach der Radierung von Emil Anner, Brugg.



Bauernhaus auf dem Bötzberg. Nach der Radierung von Emil Auner, Brugg.

geradezu raubt? Das ist auch so eine Seite, an die die haarspaltenenden Kubrikenseelen eben nicht denken! Und doch heißt es: Der Geist ist es, der lebendig macht..."

"Gewiß," rief der Chorregent, "man sollte die komplizierte Einrichtung unseres Gottesdienstes nicht noch komplizierter machen! Das Handwerksmäßige beim Organistenberuf ist so wie so schon eine Gefahr für die Andacht und Sammlung... Doch, da liegt ja schon das Kloster vor uns! Ach, ich glaube, ich werde Heimweh bekommen nach dieser Stätte des Friedens und der Vollkommenheit!"

"Selig die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt!" flüsterte der fromme Pater, und sie traten ein — — —

V.

Solche Unterredungen mit P. Raphael waren geeignet, den jungen Musiker zum Nachdenken zu veranlassen über das, was er bisanhin getan hatte. Nicht daß er sich Vorwürfe zu machen gebraucht hätte — er wußte sich in allem, was er getan, in Übereinstimmung mit dem Willen der kirchlichen Obern, und nicht aus eiteln oder selbstsüchtigen Beweggründen war er so rabiat ins Zeug gefahren — sondern weil ihn der Eifer für die gute Sache verzehrte. Er fand nun freilich, daß er dieses und jenes vielleicht ebensogut oder noch besser erreicht, wenn er das Tempo nicht so unnötig beschleunigt hätte, er fand, daß man Geduld haben müsse mit Leuten, denen es an der richtigen Unterscheidungsgabe mangelt für das, was wahre kirchliche Kunst ist und was nicht. Und erfüllt von solch friedlichen, versöhnlichen Gedanken beschloß er, dem Friedel, der sich jetzt gewiß gewaltig abmühte mit der Lucienmesse von Witt, einen freundlichen Brief zu schreiben.

Dieser kam gerade von einer Probe heim, als der Brief auf seinem Pulte lag. Die falschen Töne der Bläser, die Taktlosigkeit des Kontrabasses, die Voreiligkeit der Violinisten und die Zähigkeit der Sänger waren nicht geeignet gewesen, die Seelenqualen, die er seit dem

berüchtigten Beschlüsse im „Lamm“ litt, zu mildern. Wie oft wünschte er jetzt, er hätte nie eine Note — natürlich Banknoten ausgenommen — gespielt in seinem Leben, nie ein Instrument berührt, nie einen Ton gesungen! Dazu kam noch das ängstliche Tun Friedels, bei der seine Beschwichtigungsmittel nicht recht verfangen wollten. Sie fand sein Unternehmen für sehr riskiert; auch wenn er die beste Absicht habe dabei, es werde ihr jetzt schon himmelangst, wenn sie nur an die Aufführung denke. Ihr Solo werde unter diesen Umständen sicher wenig genug dazu beitragen, die Ehre Mozarts zu retten. Und nun noch dieser Brief!

Schnell riß er ihn auf und las:

Kloster B., den 5. September 1893.

Mein lieber Freund und Kupferstecher!

Das ist ja der alte Titel, mit dem Du begrüßt wirst, wenn Du in meine Behausung kommst, um Deine Geigerkünste loszulassen, sodaß es unserer alten Tante, der Mariann, noch fast ums Tanzen wird darob. Ich höre freilich hier andere Musik, und ich möchte es Dir herzlich gönnen, wenn Du auch einmal das Glück hättest, ein paar Tage hier zu weilen und den himmlischen Choralgesang zu bewundern, der dieses Kloster zur Weltberühmtheit gemacht hat. Aus allen Ländern, selbst aus England und Amerika kommen fremde Geistliche und Laien, selbst Protestanten, um diesen Choralgesang zu hören. Man erzählt sogar, er habe schon zu mehreren Konversionen Anlaß gegeben. Und es ist wahr, es ist etwas Packendes daran, man kann sich seinem gewaltigen Eindruck nicht entwinden.

Für mich ist der Aufenthalt bei diesen kunstfinkenigen Benediktinern, die, wie Du schon weißt, auch eine eigene Malerschule gegründet haben, geradezu eine Schule, und ich bedaure nur, daß ich sobald nun wieder fort muß, um den Krieg für die cäcilianische Musik von neuem aufzunehmen und die guten Klingelheimer zur Freude an dem verachteten Choralgesang zu erziehen. Wenigstens glaube ich nun selbst einen etwas bessern Begriff davon mit heimbringen zu können, und ich bin überzeugt, alle würden mit Begeisterung sich diesem Kunstwerke der Kirche widmen, wenn sie einmal hier Choral singen hörten.

Du wirst froh sein, daß ich bald wieder komme. Das interimistische Chorregentenamt hat Dir Deine schönen Ferien jetzt gewiß arg vergällt. Nun, nachher kannst Du immer noch ein wenig Dich schadlos halten, und wenn ich etwas dazu beitragen kann, Dir ein paar vergnügte Tage zu verschaffen, so soll es mit Freuden geschehen. Aber noch steht Dir der wichtigste und schwerste Tag bevor, der Sonntag mit der Lucienmesse. Nun, Du brauchst nicht Angst zu haben: sie war von Anfang an

gut einstudiert und ist immer gut gegangen. Man frisch drauf los! Vorläufig meinen herzlichsten Dank für alle Deine Bemühungen! Wenn Du die Frieda in einer Probe siehst, so kannst Du ihr sagen, daß ich in acht Tagen heimkehre.

Über meine Erlebnisse auf der Reise und was ich gesehen und gehört in Köln, Mainz und Regensburg, werde ich Dir gewissenhaft rapportieren, wenn wir im trauten Stübchen bei einem Glas Wein zusammensitzen. Ich freue mich riesig drauf, und ich glaube überhaupt, es werden jetzt friedlichere, fröhlichere Zeiten für den Klingelheimer Kirchenchor anbrechen. Man lernt immer etwas, wenn man unter so guten Menschen ist, wie ich hier. Ich bewundere an ihnen namentlich den Geist des Maßhaltens und der Milde, und Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich mit dem guten Vorsatz heimkehre, mir auch diesen Ruhm zu erwerben, unbeschadet aller Grundsätzlichkeit.

Auf fröhliches Wiedersehen!

Dein Freund und Musikbruder

Jakobus.

"Ach, du edle, liebe Seele! Wenn du wüßtest..." seufzte der Friedel, und von neuem verwünschte er den Mozart, den Beethoven, den Wagner, den Bach und den Händel und alle, die jemals etwas in Musik gemacht haben. Was waren ihm da in dem Briefe für herrliche, lehrreiche und zugleich süße Stunden in Aussicht gestellt, und wenn sein Plan nicht gelang, wenn die Ansrede, die er sich zurecht gelegt, nicht verfing, so war all das vorbei und nicht nur das: er hatte einen der edelsten und besten Menschen und Priester von sich gestoßen! Aus und vorbei war's mit der Freundschaft, die ihm so viele der höchsten Genüsse bereitet, die auch der Anlaß gewesen zu der tiefen, heiligen Liebe, die noch verborgen vor den Menschen in seinem jungen Herzen blühte. Und wofür das alles? Für eine einfältige Laune dieser Klingelheimer, die den heiligen Eifer ihres Herrn Chorregenten nicht verstanden, denen überhaupt die Fähigkeit zu diesem Verständnis fehlte! War er denn so abhängig von diesen Menschen, daß er sich ihretwegen so stark engagierte? Ja woher! War er doch glücklicherweise derart situiert, daß er außer seinen Eltern niemanden etwas darnach zu fragen hatte!

"Ach, wie bin ich nur in diese dumme Geschichte hineingeraten?" fragte er sich immer wieder. Lange konnte er nicht schlafen, und er machte Pläne, einen um den andern, die das drohende Unheil abwenden sollten: bald meinte er, er wolle zurück und den Mozart Mozart sein lassen, dann wieder glaubte er, es wäre am besten, wenn er sofort dem Herrn Chorregenten die ganze Sachlage mitteilen würde. Aber alles verwarf er wieder als untunlich, und schließlich verwirrten sich seine Gedanken, und er entschlief, um am andern Morgen wieder mit den nämlichen Sorgen aufzustehen.

Dazu kamen dann noch die Proben! Und am Freitag die letzte, die Hauptprobe ... Ich kann mich noch ganz gut erinnern, mit welcher Feierlichkeit wir da im Probekloster zusammenkamen. Mein älterer Freund, der Friedel, sah etwas bleich und angegriffen aus dabei, machte aber seine Sache nach meinen damaligen Begriffen ganz ausgezeichnet, und für mich hatte er noch eine besondere Freude aufgespart. Er hatte nämlich

beobachtet, daß der Kontrabass zu wenig Taktfestigkeit zeigte; darum nahm er mich bei der Hauptprobe auf die Seite und eröffnete mir, daß ich dann bei der Aufführung selbst nicht die Viola zu spielen habe, sondern, da er wisse, daß ich im Takte ziemlich sicher sei, so solle ich dann die Kesselpauken spielen. Diese Mitteilung machte mir ungeheures Vergnügen, und am nächsten Morgen wußte es bald das ganze Städtchen, daß ich am Sonntag bei Aufführung der Mozartmesse die Kesselpauken schlagen werde. An diesem Tage gab es in ganz Klingelheim unter der gesamten höhern und niederern Schuljugend keine so beneidete Persönlichkeit, wie ich war. Das trug nicht wenig dazu bei, um die Spannung, die allgemeine Erregung, die sich jetzt schon der Bevölkerung bemächtigt hatte, noch zu erhöhen. Alles redete nur noch von der Mozartmesse: Fräulein Frieda habe das herrliche Solo im Agnus-Dei übernommen, der Strählhaschi werde seinen eigenen Kontrabass auf die Orgelbühne schleppen, Bergs Siäff (meine Wenigkeit) werde die Kesselpauken schlagen, es werde wunderbar schön gehen und damit der Sieg der guten Musik über den langweiligen Cäcilianismus besiegt sein — so tönte es aus allen Wirtschaften, aus allen Kramläden, aus



Der Weidenbaum. Nach der Radierung von Emil Anner, Brugg.

allen Kastenstuben heraus, damit unterhielten sich die Mägde am Brunnen, die Frauen beim Kaffeekränzchen, die Töchter bei jedem „Stantibus“, die Buben und Mädchen auf dem Schulweg.

Am Abend des nämlichen Tages war auch im „Lamm“ eine recht feierliche Stimmung. Die Honoratioren, allen voran der Herr Stadtpräsident, schwelgten zum voraus in mozärtlichen Genüssen. Friedel wurde in allen Tonarten gerühmt für seinen Mut, mit dem er sich dem sehr selbstherrlich auftretenden Chorregenten entgegenzustellen wage, sowie für seinen Eifer und für das unübertreffliche musikalische Geschick, mit dem er die Sache an die Hand nehme. Als des Rühmens kein Ende werden wollte, da erhob sich der Stadtpräsident und hielt eine Rede, worin er sagte, wie es ihn freue, daß ein Sohn dieser ländlichen Stadtgemeinde sich um ihr musikalisches Leben so verdient mache. „Dieser Friedel, der Sohn einer unserer angesehensten Familien, erwirbt sich durch die Aktion, die er gegenwärtig unternimmt, den Dank aller. Es wäre nicht recht, wenn dieser Dank nur in leeren Worten sich kundgeben würde. Nein, wir wollen durch die Tat zeigen, daß wir sein Verdienst zu schätzen wissen, und ich möchte daher die Anregung ma-

chen, heute noch mit einer Sammlung zu beginnen, damit dem Helden dieser Tage sofort nach der jedenfalls glänzend verlaufenden Aufführung eine goldene Uhr als Zeichen der Anerkennung und des Dankes übergeben werden kann . . .“

Allgemeines Bravo bekundete die Zustimmung aller; aber merkwürdigerweise leerte sich jetzt das Vocal aufsäsend schnell. Wahrscheinlich wollte jeder dem andern aus Bescheidenheit bei der Sammlung den Vortritt lassen. Wie waren sie gute Menschen, die lieben Klingelheimer!

* * *

Inzwischen aber arbeitete der geplagte Friedel im Schweiße seines Angesichts in der Hauptprobe. Wenn die Aufführung mißlang, sollte man nicht ihm die Schuld beilegen dürfen, als habe er es an Mühe und Sorgfalt in der Vorbereitung fehlen lassen. Und es war ein schwerer Kampf, den er da auszufechten hatte: es kam ihm vor, er sei der edle Ritter von der traurigen Gestalt; sein Kampf war wirklich wie ein Kampf gegen Windmühlen mit ebensoviel Ruhm und ebensoviel Aussicht auf Erfolg!

(Fortsetzung folgt).

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Kaum war von dieser Fahrt zurückgekehrt
das wackre Paar zum väterlichen Herd,
als auch der Neid zu wirken schon begann.
Sie stachelten sich gegenseitig an
mit bösen Reden, und die eine sprach:
„O Schwester, es ist wahrlich eine Schmach,
wie ungerecht das Glück ist! Hat es dir
vielleicht gefallen, daß wir zwei, die wir
doch stammen aus dem gleichen Mutterschoß,
erdulden ein so sehr verschieden Los?
Uns, die die ältern sind, hat man gegeben
an fremde Gatten, und wie Mägde leben
wir dort vertrieben aus dem Vaterland,
dem Elternhause fern und wie verbannt;
sie aber, die die jüngste, die als letzte
der schon erschöpfte Schoß ins Leben setzte,
sie hat so große Schätze nun bekommen,
ja, selbst ein Gott hat sie zum Weib genommen,
obgleich sie nicht einmal in rechter Art
zu nutzen weiß, was ihr beschieden ward.
Denk' nur daran, was du in dem Palast
an wundervollem Schmuck gesehen hast,
die Kleiderpracht, den Glanz der Edelsteine
und Gold, wohin man tritt. Hat nun die Kleine
auch noch solch' schönen Mann, wie sie tut fund,
dann ist kein Weib im weiten Erdenrund
glücklicher. Wer weiß, ob mit der Zeit,
wenn sie vertrauter sind, es nicht so weit
noch kommt, daß dieser göttliche Gemahl
zur Göttin macht das Mädchen seiner Wahl!
So ist's, bei Gott! So tat sie ganz und gar,
und so benahm sie sich! Sie trägt fürwahr
schon jetzt die Nase hoch mit Göttermienen,
das Weibsbild, dem als Mägde Stimmen dienen

und die den Winden selbst befehlen kann!
Doch ich Elende habe einen Mann,
der älter als mein Vater ist und dessen
Kahlkopf sich darf mit einem Kürbis messen,
der furchtsam wie ein Kind bei Tag und Nacht
das ganze Haus verriegelt und bewacht.“
„Mir geht's,“ spricht drauf die andre, „besser nicht
als dir. Mein alter Gatte hat die Gicht,
die ihn verkrüppelt hat und krummgezogen —
ich bin ganz um mein Eheglück betrogen!
Ich reib' ihm die verkrümmten und zu Stein
erstarnten Finger, muß ihn schmieren ein
mit stink'gen Salben, ihm Umschläge machen
und mir mit solchen ekelhaften Sachen
die zarten Hände ruinieren. Ja,
nicht die geschäft'ge Hausfrau bin ich da,
ich bin nur die geplagte Wärterin!
Sieh zu, ob du von so geduld'gem Sinn,
vielmehr von solchem Sklaveninne bist —
denn ich sag' frei, wie mir um's Herz es ist —
daß du das Kannst ertragen. Ich jedoch
mag's in der Tat nicht länger dulden noch,
daß solches Glück an so Unwürd'ge kam.
Besinn' dich nur, wie stolz sie sich benahm
und hoffärtig, wie ihre Prahlerei
bewies, wie aufgeblasnen Sinns sie sei,
wie sie 'ne Kleinigkeit mit Widerstreben
von ihrem großen Reichtum uns gegeben
und wie, durch unsere Anwesenheit
beläßtigt, sie uns schon nach kurzer Zeit
von ihren Winden weiter blasen ließ!
Ich will kein Weib mehr sein, ertrag' ich dies,
ich will nicht leben, stoß' ich aus dem Glück
sie nicht in tiefste Niedrigkeit zurück!